

Aus:

GABRIELE WINKER, NINA DEGELE

Intersektionalität

Zur Analyse sozialer Ungleichheiten

Juni 2009, 166 Seiten, kart., 13,80 €, ISBN 978-3-8376-1149-6

Das Thema soziale Ungleichheit steht nach wie vor im Zentrum der Soziologie. Die mehrdimensionale Analyse sozialer Ungleichheit stellt unter dem Begriff der »Intersektionalität« in den letzten Jahren die wohl größte Innovation in diesem Feld dar und gehört mittlerweile zum festen Curriculum der Bachelor- und Master-Studiengänge der Soziologie, insbesondere in den Modulen zur Soziologie sozialer Ungleichheit, zur Sozialstrukturanalyse und zu den Gender Studies.

Erstmals im deutschsprachigen Raum liegt nun mit diesem Band eine Einführung in diesen zentralen Ansatz in der Soziologie sozialer Ungleichheit vor. Kompakte Überblicksdarstellungen der einzelnen Ansätze und die Ausarbeitung einer klaren forschungsanleitenden Theorie und Methodik machen den Band zu einem wertvollen Begleiter in Lehre und Forschung.

Gabriele Winker (Prof. Dr.) lehrt Arbeitswissenschaft und Gender Studies an der TU Hamburg-Harburg.

Nina Degele (Prof. Dr.) lehrt Soziologie und Gender Studies an der Universität Freiburg.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1149/ts1149.php

INHALT

Vorwort	7
1 Einleitung	9
1.1 Was ist Intersektionalität?	11
1.2 Welche Kategorien wie verbinden?	15
1.3 Welche Ebenen wie verbinden?	18
2 Theorie: Intersektionale Ungleichheitsanalyse	25
2.1 Strukturelle Herrschaftsverhältnisse	28
2.1.1 Patriarchat und Kapitalismus	30
2.1.2 Vier Strukturkategorien	37
2.2 Symbolische Repräsentationen	54
2.3 Identitätskonstruktionen	59
3 Methodologie: Praxeologischer Intersektionalitätsansatz	63
3.1 Verbindung der Ebenen über soziale Praxen	63
3.2 Modell von Wechselwirkungen	68
3.3 Acht methodische Schritte der intersektionalen Analyse	79
4 Empirie: Mehrebenenanalyse am Beispiel von von Erwerbslosigkeit	99
5 Resümee	141
6 Literatur	149

VORWORT

Die Kluft zwischen arm und reich vertieft sich, Frauen verdienen nach wie vor deutlich weniger als Männer, Nicht-Heterosexuelle werden immer noch als von der Norm Abweichende stigmatisiert, Kinder mit Migrationshintergrund haben selbst in zweiter und dritter Generation deutlich schlechtere Bildungschancen als Einheimische, Alte und Kranke schauen vom gesellschaftlichen Rand in die Mitte, wo Junge und Gesunde sich zu behaupten versuchen. Diese Reihe ließe sich beliebig fortsetzen.

Wie reagieren die Sozialwissenschaften und im Speziellen die Frauen- und Geschlechterforschung auf solche sozialen Ungleichheiten? Als Sozialwissenschaftlerinnen mit Schwerpunkt in Gender und Queer Studies haben wir uns bisher darauf konzentriert, in empirischen Forschungsprojekten einzelne Facetten von Diskriminierungsphänomenen herauszuarbeiten und in theoretischen Auseinandersetzungen mit dem wissenschaftlichen Mainstream auf den Einbezug der Kategorie Geschlecht zu drängen. Dies hat jedoch nur selten zu wissenschaftlichen, geschweige denn politischen Konsequenzen geführt. Auch wenn dies mit der mäßigen Konjunktur sozialer Bewegungen im Allgemeinen und feministischer Initiativen im Besonderen zusammenhängt, hat es sicherlich auch etwas mit der Art und Weise eines vorherrschenden Wissenschaftsverständnisses zu tun. Denn Interdisziplinarität wird oft nur als Schlagwort geführt, und auch innerhalb einer Disziplin gibt es überflüssige Grenzziehungen.

Die Zeit ist aber reif, in größeren Zusammenhängen und schubladenübergreifend zu denken, Gräben zu überspringen und Verflechtungen zu verdeutlichen. Dazu ordnen wir die vielfältigen queeren und feministischen Erkenntnisse, die wir im Laufe der Jahre gesammelt haben, neu.

Die Debatte um Intersektionalität erscheint uns dafür als geeignetes Terrain, da es dort um Zusammenhänge und Wechselwirkungen sozialer Differenzierungen geht. Auch lassen sich mit einer intersektionalen Analyse gesellschaftlicher Ungleichheiten Ansatzpunkte für politisches Handeln markieren.

Aus diesem Anliegen ist in einem gemeinsamen dreijährigen Denk- und Schreibprozess dieses Buch entstanden. Zum Gelingen der Arbeit trug nicht zuletzt bei, dass Studierende und Promovierende unsere ersten Ideen in ihren Arbeiten erprobt haben. Dass wir dabei noch nicht am Ende angelangt sind, versteht sich von selbst. Wenn wir aber Anstöße geben können, Analysen sozialer Ungleichheiten breiter und durchaus que(e)rliogender anzulegen, haben wir unser Ziel erreicht.

Wir hoffen, dass Sie, liebe LeserInnen, als WissenschaftlerInnen, StudentInnen, PraktikerInnen, PolitikerInnen und Neugierige Überraschendes entdecken und neue Erkenntnisse gewinnen. Wir laden Sie ein, unsere Denkbewegungen mitzugehen, von denen uns vor allem vier Grenzüberschreitungen wichtig sind: Erstens verstehen wir Theorien als Werkzeuge, die uns helfen, gesellschaftliche Zusammenhänge besser zu durchdringen. Deshalb verbinden wir unsere intersektionale Ungleichheitsanalyse mit methodologischen Überlegungen und einem Vorschlag, wie diese in der empirischen Praxis umsetzbar sind. Wir stellen also nicht nur fest, wie etwas gemacht werden müsste, sondern wir tun es. Zweitens überwinden wir das Schulendenken, indem wir mit drei feministischen Perspektiven auf gesellschaftliche Konstruktionsprozesse schauen und damit mehr sehen als lediglich mit einer. Drittens beziehen wir theoretisch und methodologisch vielfältigste Differenzkategorien ein, entlang derer Diskriminierungsprozesse verlaufen, und überwinden damit die Frage nach der Masterkategorie, ohne die Bedeutung der Kategorie Geschlecht zu reduzieren. Und schließlich ist und bleibt das Ziel all dieser Gedanken der queer-feministische Anspruch auf gesellschaftliche Erneuerung, sprich all diejenigen Verhältnisse zu verändern, die Menschen unterdrücken und sie an der Entfaltung ihrer Bedürfnisse und Realisierung ihrer Lebensziele hindern.

Nina Degele, Gabriele Winker

Freiburg/Hamburg im April 2009

1 EINLEITUNG

Dass Hillary Clinton eine Frau ist, wussten die amerikanischen WählerInnen, dass sie es bei Barack Obama mit einem Schwarzen zu tun haben, ebenfalls. „Schwarz gegen Frau“ titelte die tageszeitung (taz) am 18.01.2007, womit der historische Test um die hartnäckigere Form der Unterdrückung eröffnet war. Nun ist das Duell „Rasse versus Geschlecht“ bekanntlich entschieden, und man mag spekulieren, ob sich auch bei diesem Vorwahlkampf Rassismus als politische Todsünde, Sexismus dagegen als Kavaliersdelikt (Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 25.05.2007) inszenieren ließ. Vielleicht gab auch das Alter und damit die Generationszugehörigkeit der KandidatInnen den Ausschlag – bei Clinton wie auch danach bei dem republikanischen Herausforderer John McCain. Der war im Wahljahr nämlich 71 Jahre alt, Jungspund Obama dagegen 46. Aufschlussreich indes war die Rede Obamas zu seinem Wahlsieg, in der er die Einigkeit jenseits sozialer und politischer Gegensätze beschwor:

„It’s the answer spoken by young and old, rich and poor, Democrat and Republican, black, white, Hispanic, Asian, Native American, gay, straight, disabled and not disabled – Americans who sent a message to the world that we have never been just a collection of individuals or a collection of red states and blue states: we are, and always will be the United States of America.“¹

Erstens nimmt Obama eine nationalstaatliche Differenzierung vor – die Abgrenzung erfolgt entlang der Linie AmerikanerInnen/Nicht-Amerika-

1 Vlg. <http://elections.nytimes.com/2008/results/president/speeches/obama-victory-speech.html> [04.02.09]

nerInnen. Zweitens fehlen in dieser imposanten Aufzählung Frauen und Männer – existiert in dieser Hinsicht kein sozialer Konflikt mehr? Zumindest nicht, wenn man wie DER SPIEGEL in seiner Neujahrsausgabe 2009 (Nr. 2, 05.01.09) Ehefrau Michelle mit „Obamas bester Mann“ würdigt. Eine zweifelhafte Ehrerbietung, denn hier geschieht eine massive Abwertung von Frauen: Ihre Fähigkeiten und ihr Sachverstand müssen vermännlicht werden, um als Kompetenz aner kennenswert zu sein. Die Nicht-Nennung von Geschlecht in der Rede Obamas passt genau in dieses Muster: Frauen sind formal gleichberechtigt, Geschlecht als Kategorie sozialer Ungleichheit hat abgedankt, auch wenn gleichzeitig herrschende Geschlechterstereotype mit weitreichenden Diskriminierungsfolgen wirksam bleiben.

Eine solche Konstellation ist nicht nur politisch und massenmedial *trendy*. Inzwischen gehört es auch zum guten Ton der Gender und Queer Studies, Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse nicht mehr auf die Kategorie Geschlecht zu reduzieren. Eindimensionale Modelle wie das Patriarchat haben zur Beschreibung und Erklärung von Ungleichheiten ausgedient. Geschlecht, Klasse und Rasse² gelten in der Geschlechter-, Ungleichheits-, und Migrationsforschung als zentrale Kategorien der Unterdrückung. Sexualität findet vor allem über die Queer Studies Berücksichtigung. Seit den 1990er Jahren interessieren allerdings zunehmend die Wechselwirkungen zwischen solchen ungleichheitsgenerierenden Dimensionen. Dafür hat sich der Begriff Intersektionalität durchgesetzt: Statt die Wirkungen von zwei, drei oder mehr Unterdrückungen lediglich zu addieren (was schon schwer genug ist), betonen die ProtagonistInnen des Konzepts, dass die Kategorien in verwobener Weise auftreten und sich wechselseitig verstärken, abschwächen oder auch verändern können.

So ist das Konzept der Intersektionalität auf dem besten Weg, zu einem neuen Paradigma in den Gender und Queer Studies zu avancieren. Zwar sind in der Fassung, wie es seit einigen Jahren in die deutschsprachige Diskussion sickert, vor allem Wechselwirkungen zwischen den ungleichheitsgenerierenden Kategorien Geschlecht, Klasse und Rasse

2 Im deutschsprachigen Kontext erscheint in der gender- und queertheoretischen Literatur der Begriff Rasse mit Rücksicht auf die nationalsozialistische Vergangenheit zumeist in Anführungszeichen oder alternativ wird der englische Begriff *race* statt Rasse verwendet. Wir wollen mit diesem Begriff Prozesse der Rassisierung, also Prozesse der Rasse erst konstruierenden Ausgrenzung und Diskriminierung sowie ihre gewaltförmige Naturalisierung und Hierarchisierung, deutlich machen. Deshalb verzichten wir hier bewusst auf die Anführungszeichen. Für andere Kontexte mag die Entscheidung für die passende Schreibweise durchaus abweichend ausfallen.

gemeint; Kategorien wie Sexualität, Alter, (*Dis-*)*Ability*, Religion oder Nationalität sind aber prinzipiell integrierbar. Ziel ist dabei die umfassende theoretische und vor allem empirische Analyse, welche Bedeutung verschiedene Differenzkategorien bei Phänomenen und Prozessen unterschiedlichster Art haben.

Zur Konkretisierung dieses bislang nur rudimentär ausgearbeiteten Theorieansatzes schlagen wir mit unserem Konzept der Intersektionalität als Mehrebenenanalyse Erweiterungen, Differenzierungen und Präzisierungen in verschiedenerelei Hinsicht vor. Dazu werden wir im zweiten Kapitel Ungleichheiten generierende Kategorien auf den Ebenen der Strukturen (Kap. 2.1), der symbolischen Repräsentationen (Kap. 2.2) sowie der Identitäten (Kap. 2.3) theoretisch begründen. Auf dieser Grundlage entwickeln wir im dritten Kapitel eine Methodologie, mit der sich unser Mehrebenenkonzept für die empirische Analyse nutzen lässt. Dabei verbinden wir die Ebenen (im Anschluss an Bourdieu) praxeologisch miteinander (Kap. 3.1), verdeutlichen unser Modell der Wechselwirkungen (Kap. 3.2) und schlagen auf dieser Grundlage methodologisch eingebettete konkrete Schritte für die empirische Umsetzung vor (Kap. 3.3). Wir konkretisieren dies anhand sozialer Praxen von Individuen im Kontext von Erwerbslosigkeit (Kap. 4), um daraufhin Gewinn und Perspektiven einer intersektionalen Argumentation für politisches Handeln zu skizzieren (Kap. 5). Zunächst aber rekonstruieren wir den Forschungsstand zu Intersektionalität entlang einiger historischer Schlaglichter (Kap. 1.1) sowie zweier zentraler Probleme der Intersektionalitätsforschung, nämlich der Frage nach den relevanten Kategorien (Kap. 1.2) und Ebenen (Kap. 1.3).

1.1 Was ist Intersektionalität?

Sucht man nach historischen Wurzeln der Intersektionalitätsdebatte, waren es zunächst einmal die Erfahrungen Schwarzer Frauen, die sich im Feminismus westlicher Weißer Mittelschichtsfrauen nicht wieder fanden (Carby 1982; Collins 1993). Deren Rede von Unterdrückung qua Geschlecht musste vor dem Hintergrund rassistischer Ausgrenzung in jedem Fall zu kurz greifen. Entsprechend kritisierten in den 1970er Jahren in den USA Schwarze Feministinnen das zu enge Verständnis von *global sisterhood* ihrer Weißen Kolleginnen: Das viel zitierte „Ain’t I A Woman?“ aus dem Mund der Schwarzen Sklavin Sojourner Truth im 19. Jahrhundert (vgl. Brah/Phoenix 2004: 75f.; Combahee River Collective 1982) benennt ein zentrales Element und Problem der Intersektionalitätsdebatte: Wer gehört aufgrund welcher Eigenschaften zu unterdrück-

ten sozialen Gruppen? Gesellen sich zum Frausein die Klassenzugehörigkeit und das Schwarzsein als *add-on* oder ist die Existenz verschiedener Unterdrückungsformen in anderer Weise, nämlich als Herrschaftsverhältnisse, zu fassen? Als Konsequenz führte die Verwobenheit zwischen verschiedenen Formen der Ungleichheit bereits in den 1970er Jahren zur Forderung nach einer erweiterten Analyse von zunächst einmal Rasse, Klasse und Geschlecht. Grundlegend war dabei die Einsicht, dass Frauen nicht nur qua Geschlecht unterdrückt werden, sondern auch als rassistisch markierte Andere sowie aufgrund ihrer Klassenzugehörigkeit. Die isolierte Analyse lediglich einer Ungleichheitsdimension – um die sich dann ebenso isolierte Disziplinen bildeten – erschien vor diesem Hintergrund nicht als vielversprechend, Ziel war vielmehr die Untersuchung der Verwobenheit von Ungleichheitsdimensionen. In den 1990er Jahren tauchte in der englischsprachigen Diskussion dafür der Begriff *intersectionality* (oder auch *intersectional analysis*) auf, den die amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw (1989) ins Spiel gebracht hatte. In ihrer Analyse von fünf Gerichtsfällen bezog sie sich dabei auf Diskriminierungspraxen von Firmen, in welchen die gleichzeitige Diskriminierung Schwarzer Frauen in Bezug auf Rasse wie auch Geschlecht wechselweise ausgeblendet wurde „by limiting inquiry to the experiences of otherwise-privileged members of the group. In other words, in race discrimination cases, discrimination tends to be viewed in terms of sex- or class-privileged Blacks; in sex discrimination cases, the focus is on race- and class-privileged women.“ (Ebd.: 140)

Um die Verwobenheit solcher Ungleichheiten zunächst einmal zu illustrieren, verwandte Crenshaw (1989: 149) das Bild der Verkehrskreuzung, an der sich Machtwege kreuzen, überlagern und überschneiden:

„Consider an analogy to traffic in an intersection, coming and going in all four directions. Discrimination, like traffic through an intersection, may flow in one direction, and it may flow in another. If an accident happens in an intersection, it can be caused by cars traveling from any number of directions and, sometimes, from all of them. Similarly, if a Black woman is harmed because she is in the intersection, her injury could result from sex discrimination or race discrimination.“

Zu Beginn fokussierte das Konzept der Intersektionalität auf Schwarze Frauen, und seine Protagonistinnen diskutierten die Frage, ob es auch auf andere Ungleichheitskategorien ausgeweitet werden sollte oder nicht (Yuval-Davis 2006: 201-203). Diese Debatte, welche Differenzkategorien einbezogen werden sollten, hält an, von einem Konsens lässt sich dabei nicht sprechen (vgl. Kap. 1.2).

Ebenfalls ist umstritten, ob der Begriff Intersektionalität auch die angemessenen Assoziationen hervorruft. Fokussiert das Bild der Kreuzung zu sehr auf die je spezifische Zusammensetzung von Gruppen statt auf gesellschaftliche Verhältnisse (Soiland 2008)? Und legt es die Existenz getrennter Ungleichheitsdimensionen nahe, die sich an manchen Punkten treffen, überlagern, verstärken und damit additiv aufgeschichtet werden können? So gehen einige Überlegungen dahin, mit dem Begriff Interdependenz statt Intersektionalität die wechselseitigen und nicht – wie unterstellt – monodirektionalen Abhängigkeiten zu betonen. Dies zielt gegen die ursprüngliche Fassung Crenshaws, die – so die Kritik – mit dem Begriff Intersektionalität „sich auf bestimmte Sektionen oder Schnittmengen konzentriert“ und damit „tendenziell von isolierten Strängen ausgeht“ (Dietze/Hornscheidt/Palm/Walgenbach 2007: 9), statt Beziehungen von Ungleichheiten oder Marginalisierungen in den Vordergrund zu stellen. Der Begriff Gender als interdependente Kategorie dagegen solle nicht wechselseitige Interaktionen zwischen Kategorien, sondern soziale Kategorien selbst als interdependent fassen. Diese Lesart hat freilich einen Haken. Denn die Verlagerung von Wechselwirkungen und Interdependenzen in die Kategorie hinein verschiebt lediglich das Problem, Zusammenhänge adäquat zu denken, löst aber nicht das Problem der Benennung dessen, was als interdependent gedacht wird. Der Begriff Interdependenz verspricht aus diesem Grund keine weiterführenden Perspektiven für empirische Forschung, weshalb wir beim Begriff der Intersektionalität bleiben.

An diese Überlegungen schließen sich vielfältige Fragen und Weiterentwicklungen an. Bemerkenswert ist dabei, dass der Begriff Intersektionalität in seiner kurzen Karriere von gerade einmal zwei Jahrzehnten inzwischen zu einem *buzzword* (Davis 2008a) in der Geschlechterforschung avanciert ist, woran Kathy Davis die These knüpft, dem Konzept sei der gegenwärtige Erfolg vor allem wegen dessen Unklarheit und Vagheit beschieden. Denn unter diesem Dach fänden sich unterschiedliche und sich nicht eben freundlich gesonnene theoretische Strömungen der Geschlechterforschung in friedlicher Koexistenz wieder. Intersektionalität bediene nämlich grundlegende Anliegen der verschiedenen Strömungen, die Geschlecht als zentrale Kategorie angemessen berücksichtigen oder die neuen Schwung in festgefahrene Auseinandersetzungen zwischen politischem Anspruch und postmoderner Dekonstruktion bringen möchten. Gleichzeitig eröffneten intersektionale Konzepte ein Betätigungsfeld sowohl für anwendungsorientierte GeneralistInnen wie auch für theorieinteressierte SpezialistInnen. Und schließlich böten die Ambiguität und Unvollständigkeit intersektionaler Ansätze zahlreiche An-

schlüsse für Weiterentwicklungen, was für eine geschlossene und widerspruchsfreie Theorie gerade nicht gelte.

Dabei ließen sich die älteren US-amerikanischen und die seit den 1990ern zu beobachtenden europäischen Schwerpunktsetzungen der Diskussion unterscheiden (Davis 2008b): Während in den USA der starke politische Hintergrund mit der Forderung nach *empowerment* für diskriminierte Frauen dominiere, herrsche in Europa die Dezentrierung und Dekonstruktion von Geschlecht und anderen binären Oppositionen der Moderne vor – in den USA komme das eher als esoterisch und unkritisch an. Entsprechend verzichtet die US-Amerikanerin Leslie McCall (2005) nicht auf Kategorien, was sie auch politisch begründet: Identitätspolitik stelle oft eine wichtige Strategie des Widerstands dar – mehr als es die Dekonstruktion von Kategorien je sein könne. Weiteres europäisches Spezifikum: Während in den USA die Trias von *race*, *class*, *gender* unhinterfragt zentral sei, gibt es in Europa heftige Diskussionen zur Auswahl der Kategorien. So kann vor allem aufgrund der deutschen Geschichte *race* keine Basis für eine progressive Identitätspolitik werden. Zudem wird der Begriff *race* häufig durch Ethnizität ersetzt – damit sollen kulturelle Differenzen, unterschiedliche religiöse Überzeugungen oder herkunftsbedingte Traditionen besser beschreibbar sein.

Was also festzuhalten ist: Intersektionalität hat sich in seiner kurzen Geschichte zu einem Konzept entwickelt, das über ein Strömungen übergreifendes Potenzial verfügt und Perspektiven für konstruktive Weiterentwicklungen und Anwendungen bietet – sowohl in den USA als auch in Europa. Dies gilt theoretisch wie auch disziplinar: Nicht nur konstruktivistische, dekonstruktivistische oder strukturorientierte Verfahren knüpfen an dieses Konzept an, sondern auch so verschiedene Disziplinen wie Soziologie, Politikwissenschaften, Geschichte, Rechtswissenschaften, Philosophie, Literaturwissenschaften, Pädagogik oder Wirtschaftswissenschaften.

Im Folgenden gehen wir von einem Verständnis von Intersektionalität als Wechselwirkungen zwischen (und nicht als Addition von) Ungleichheitskategorien aus. Bezeichnet Intersektionalität die „kontextspezifischen Untersuchungen der Überschneidungen und des Zusammenwirkens verschiedener gesellschaftlicher Herrschaftsstrukturen und -praktiken“ (Räthzel 2004: 253), ist dies noch recht allgemein gehalten. Die britischen Sozialwissenschaftlerinnen Avtar Brah und Anne Phoenix beschreiben Intersektionalität ebenfalls breit als „the complex, irreducible, varied, and variable effects which ensue when multiple axes of differentiation – economic, political, cultural, psychic, subjective and experimental – intersect in historically specific contexts“ (Brah/Phoenix 2004: 76). Diese Definitionen sind nicht falsch, sie adressieren die Mög-

lichkeit einer empirischen Verwendbarkeit aber nur unzureichend. Sollen Intersektionalitätsansätze allerdings – so unser Anspruch – ein handhabbares Werkzeug für die empirische Forschung zur Verfügung stellen, dann ist dafür eine methodologische Begründung erforderlich. Genau darum geht es in diesem Buch: Wir wollen zeigen, wie die Verwobenheit von Ungleichheitskategorien auf verschiedenen Ebenen theoretisch zu fassen und im empirischen Forschungsprozess zu analysieren ist. Wir begreifen Intersektionalität als kontextspezifische, gegenstandsbezogene und an sozialen Praxen ansetzende Wechselwirkungen ungleichheitsgenerierender sozialer Strukturen (d.h. von Herrschaftsverhältnissen), symbolischer Repräsentationen und Identitätskonstruktionen. Um diesen Mehrebenenansatz in Kapitel 2 entwickeln zu können, diskutieren wir zunächst die vorliegenden Vorschläge zur Auswahl der relevanten Kategorien und ihrer Verbindung (Kap. 1.2), dann setzen wir uns mit dem Problem der adäquaten Ebenen und ihrer Verbindung (Kap. 1.3) auseinander.

1.2 Welche Kategorien wie verbinden?

Die Berücksichtigung mehrerer Kategorien gehört inzwischen zum *common sense* in der Diskussion. Aber wie viele und welche Kategorien sollen sinnvollerweise Berücksichtigung finden? Zu Beginn der Intersektionalitätsdebatte in den 1990er Jahren war diese Fragestellung nicht dringlich, da damals soziale Ungleichheiten im wissenschaftlichen Diskurs in den Hintergrund gerieten – zugunsten vielfältiger Differenzen (Knapp 2005: 69-71; Lutz 2001: 222; Michaels 2006): Vielfalt, Diversität, *Othering* und Multikulti waren plötzlich *trendy*; im Zuge eines *cultural turn* (Barrett 1992) haftete einer mit wenigen Kategorien operierenden Sozialstrukturanalyse etwas Starres und Ewiggestriges an. Mit dem wieder zunehmenden Interesse an sozialstrukturellen Untersuchungen auch innerhalb der Debatte zu Intersektionalität stellt sich das Problem der Auswahl relevanter Ungleichheitskategorien wieder neu. Sind es die drei Kategorien Geschlecht, Klasse, Rasse, wie es die klassisch zu nennende Debatte nahelegt (vgl. Anthias 2001; Klinger 2003, 2008; Knapp 2005; McCall 2001, 2005)? Dafür spricht beispielsweise, dass mehr als drei Kategorien zumindest auf der Ebene sozialstruktureller Analysen kaum zu bewältigen sind. Allerdings fehlt eine schlüssige theoretische Begründung, warum gerade Rasse, Klasse und Geschlecht die zentralen Linien der Differenz markieren sollen. Das gilt umso mehr, als der US-amerikanische Zusammenhang, aus dem dieses Konzept stammt, aufgrund seiner historischen Besonderheit keineswegs auf west-

europäische und/oder deutsche Verhältnisse umstandslos zu übertragen ist (vgl. Davis 2008b; Dietze 2001; Rommelspacher 1999). So plädieren andere WissenschaftlerInnen für die Berücksichtigung von zumindest vier Kategorien, weil etwa Sexualität – auch wenn mitunter schwer sicht- und messbar – in der Analyse nicht fehlen dürfe (Verloof 2006; Weber 2001). Was ist dann aber beispielsweise mit Alter, Religion, Attraktivität? Vielleicht sind es auch 13 Linien der Differenz³, wie es Helma Lutz und Norbert Wenning (2001) zur Analyse von Interaktionen in Kleingruppen nahelegen? Oder ist eine systemtheoretische Perspektive funktionaler Differenzierung plausibler, die eine Fokussierung auf Ungleichheitsstrukturen ablehnt und stattdessen von mindestens zwölf ausdifferenzierten Funktionssystemen⁴ ausgeht (Weinbach 2008: 176)? Wann also sind welche Kategorien in welcher Form bedeutsam?

Bereitet die prinzipielle Unabgeschlossenheit möglicher Differenzkategorien enorme Probleme (Butler 1991: 210), macht dieser Disput zumindest eines klar: Die Entscheidung für diese oder jene Kategorien der Ungleichheit hängt vom untersuchten Gegenstand und von der gewählten Untersuchungsebene ab. So stellt sich für eine Sozialstrukturanalyse die Frage nach der Auswahl zu berücksichtigender Kategorien anders als für die Rekonstruktion von Identitätsbildungsprozessen oder für die Untersuchung symbolischer Repräsentationen. An das Problem der Auswahl der richtigen Kategorien knüpft sich die Frage, wie der Zusammenhang von Ungleichheiten mehr als nur additiv zu verstehen sein soll. Zunächst hat es ja den Anschein, als reiche eine Kategorie wie Geschlecht nicht aus, um Diskriminierungen und Herrschaftsverhältnisse ausreichend zu beschreiben und zu erklären. Ergänzend ließen sich dann Klasse oder eben Rasse hinzufügen. Dies liefere dann auf das Modell einer „triple-oppression“ (Yuval-Davis 2006: 195) oder „Mehrfachunterdrückungsthese“ (Lutz 2001: 217f.) hinaus. Dieses Vorgehen ist schon bei zwei Kategorien wie Geschlecht und Klasse schwierig genug, was an der abgeebbten Diskussion zum Zusammenhang von Kapitalismus und Patriarchat nachzuvollziehen ist (Pollert 1996, vgl. Kap. 2.1.1). Eine gesellschaftstheoretische Einbettung von mehreren „Achsen der Ungleich-

3 Lutz/Wenning (2001: 20) benennen folgende 13 bipolare, hierarchische Differenzlinien: Geschlecht, Sexualität, „Rasse“/Hautfarbe, Ethnizität, Nation/Staat, Klasse, Kultur, Gesundheit, Alter, Sesshaftigkeit/Herkunft, Besitz, Nord-Süd/Ost-West, gesellschaftlicher Entwicklungsstand.

4 Diese sind – in historisch geordneter Reihenfolge der Entstehung – Recht und Religion, Politik und Wirtschaft, Kunst, Wissenschaft und Intimbeziehungen, Erziehungs- und Gesundheitssystem, Sport, Tourismus und Massenmedien. Alle diese Kategorien sind nicht per se mit Ungleichheit verbunden – systemtheoretisch ist das eine sowohl empirisch offene wie auch nachgeordnete Frage.

heit“ beziehungsweise „Achsen der Differenz“ (Klinger/Knapp 2005) steht also noch aus, das haben GeschlechterforscherInnen unterschiedlichster Couleur inzwischen unisono als ein zentrales theoretisches Defizit erkannt und benannt.

Ähnlich wie in den USA war auch die frühe deutschsprachige Frauenerforschung nie eine homogene Einheit und diskutierte in den 1980er und 1990er Jahren Unterschiede zwischen Frauen. So haben Debatten um ‚neue Weiblichkeit‘, ‚neue Mütterlichkeit‘, Subjektivismus und Innerlichkeit, Spiritualismus und lesbischen Separatismus sowie damit verbundene Ausschlüsse und Machtkämpfe unter Frauen auch im deutschsprachigen Feminismus eine Rolle gespielt (Becker-Schmidt/Knapp 2000: 103f.; Selders 2003: 85). Ebenso erschütterten Frigga Haugs (1981) Aufsatz zur Opfer-Täter-Debatte sowie vor allem Christina Thürmer-Rohrs (1983) Arbeit zur Mittäterschaft von Frauen die Sicht auf Frauen als Opfer nachhaltig. Denn auch Frauen kollaborieren mit dem Patriarchat, auch Frauen wissen sich patriarchale Herrschaftsverhältnisse zunutze zu machen, es gibt mehr und weniger privilegierte Frauen. Die Situation zeichnet sich allerdings durch einige Faktoren als verschieden von den USA aus (Lutz 2001: 222-225): Fehlende staatsbürgerliche Integration von Migrantinnen und deren Unterrepräsentanz in feministischen Bewegungen, Widerstand gegen die Übertragung US-amerikanischer Auffassungen von Rassismus auf Deutschland, dann auch Debatten über Nationalsozialismus und den dahinter verdrängten Kolonialismus erschweren den Anschluss an postkoloniale Theorien und den US-amerikanischen Diskussionsstand.

Dennoch ähnelt das Zwischenfazit der US-amerikanischen Diskussion: Viele sozialwissenschaftliche Theorien und Analysen rund um Rasse, Klasse, Sexualität und Geschlecht sind reduktionistisch angelegt. Das betrifft nicht nur die Gender und Queer Studies, sondern auch Gesellschaftstheorie, Migrations- und Ungleichheitsforschung. Die wissenschaftlichen Debatten verharren weitgehend in Absichtserklärungen. „Beides, die Definition der Eigentümlichkeit bzw. Eigenständigkeit der jeweiligen Verhältnisse von Race/Ethnicity, Class, Gender *und* die Bestimmung ihres Zusammenhangs muss zugleich erfolgen.“ (Knapp 2006: 12) Diese Aufgabe stellt nach Knapp (ebd.) methodologisch und gesellschaftstheoretisch ein Novum dar (vgl. auch Klinger/Knapp 2005; Soiland 2008). Ferner verweist die Geschlechterforschung (gleiches gilt für die Gesellschaftstheorie und Ungleichheitssoziologie und andere Bindestrichsoziologien) auf die Kontextabhängigkeit intersektionaler Analysen, ohne allerdings auch dabei über allgemeine Forderungen hinauszukommen. So scheint sich ein Konsensus über eine „both/and-strategy“, wie es Patricia Hill Collins nennt, herauszukristallisieren: „We

cannot study gender in isolation from other inequalities, nor can we only study inequalities' intersection and ignore the historical and contextual specificity that distinguishes the mechanisms that produce inequality by different categorical divisions, whether gender, race, ethnicity, nationality, sexuality, or class.“ (Risman 2004: 443)

Als Status quo ist damit bislang dreierlei festzuhalten: erstens gibt es verschiedene Ungleichheitskategorien, zweitens sind sie kontextspezifisch verschieden wirksam und drittens schlägt sich in diesen Beobachtungen ein Denken nieder, das über reduktionistische Ungleichheitsbeschreibungen hinauszukommen versucht.

1.3 Welche Ebenen wie verbinden?

Nicht nur der Auswahl der relevanten Kategorien haftet etwas Beliebigen an. Völlig offen ist darüber hinaus, wie die Überschneidung dieser Kategorien zu denken ist. Dass dieses Problem bislang nicht gelöst ist, liegt nicht nur am Zuschnitt, der Bedeutung und dem Geltungsraum der jeweiligen Kategorien. Mindestens ebenso wichtig und unterbelichtet erscheint uns die Unterscheidung verschiedener Untersuchungsebenen. Darüber besteht noch weniger Einigkeit als hinsichtlich der Kategorien. Das liegt daran, dass bislang noch kaum jemand die Bedeutung und die Reichweite des eigenen Ansatzes zu anderen Zugängen in Beziehung setzt und reflektiert sowie andere Untersuchungsebenen berücksichtigt – nicht zuletzt aufgrund disziplinärerer Gebundenheiten, Kompetenzen und Identifikationen.⁵

Genau auf solche Verbindungen aber kommt es an, und deshalb schlagen wir in Anschluss an wissenschaftstheoretische Überlegungen von Sandra Harding (1991: 53-58) einen Mehrebenenansatz auf der Grundlage folgender Unterscheidungen vor: Wir berücksichtigen sowohl gesellschaftliche Sozialstrukturen inklusive Organisationen und Institutionen (Makro- und Mesoebene) sowie Prozesse der Identitätsbildung (Mikroebene) als auch kulturelle Symbole (Repräsentationsebene).⁶ Diese drei Ebenen sind keineswegs neu. Vielmehr sind die theoretischen Erkenntnisse der Frauenforschung über die Geschlechterforschung bis hin zu den Queer Studies in den letzten 40 Jahren dort zu verorten, aller-

5 So werden sich LiteraturwissenschaftlerInnen kaum für quantitativ orientierte Sozialstrukturanalyse erwärmen können, wie umgekehrt die Bereitschaft sozialwissenschaftlicher EmpirikerInnen begrenzt ist, auf textkritische Diskursanalysen zu fokussieren.

6 Vgl. dazu soziologisch Jackson/Scott (2002: 1); Lengermann/Niebrugge (1996: 336f.); als Überblick Degele (2008: 57-118)

dings meist nur auf jeweils einer Ebene. Wir stellen im Folgenden zunächst die drei Ebenen vor und ordnen diese dann vorliegenden intersektionalen Ansätzen zu.

Auf der *Makro- und Mesoebene von Sozialstrukturen* wird Geschlecht als Strukturkategorie begriffen. Es stellt sich dort die Frage, welche Sozialstrukturen die zu untersuchenden Phänomene und das damit verbundene Handeln einrahmen. So konstatiert die sich in den 1970er und 1980er Jahren konstituierende Frauenforschung gravierende gesellschaftliche Ungleichheiten zwischen Männern und Frauen etwa auf dem Arbeitsmarkt und in der Familie. Solche sozialstrukturellen Ungleichheiten in Bezug auf Bezahlung, Zugangschancen und Anerkennung haben Methode, sie sind in gesellschaftliche Organisationen strukturell eingeschrieben. Gemeint sind damit all jene institutionellen Regulative, in denen die Verteilung und Organisation der gesamtgesellschaftlich notwendigen Arbeit und des gesellschaftlichen Reichtums erfolgt sowie auch langlebige und veränderungsresistente Entscheidungsstrukturen verankert sind (vgl. López/Scott 2000: 1-42). Eine Konkretisierung dafür liefert das Konzept der doppelten Vergesellschaftung von Regina Becker-Schmidt (1987): Während Männer primär für die bezahlte Lohnarbeit zuständig sind (einfache Vergesellschaftung), obliegt Frauen meist zusätzlich zu einer teils zeitlich reduzierten Erwerbsarbeit die unbezahlte Haus- und Sorgearbeit (doppelte Vergesellschaftung). Damit ist die Voraussetzung geschaffen, Geschlecht als Strukturkategorie zu begreifen, d.h. als Ursache sozialer Ungleichheit, die sich nicht auf andere Ursachen reduzieren lässt. Eine solche Ungleichheit ist eine Struktur, die mehr oder weniger alle gesellschaftlichen Bereiche (insbesondere Erwerbssystem und Staat, politische Öffentlichkeit und Kultur, Ehe und Familie) und alle sozialen Verhältnisse (beispielsweise den Staatsbürgerstatus, die Erwerbsposition, die privaten Beziehungen der Geschlechter) prägt (Gottschall 2000: 13). Anders gesagt: Geschlecht „erklärt als soziale Strukturkategorie Machtstrukturen auf der Ebene von Geschlechterbeziehungen und ihnen innewohnende Kräfteverhältnisse, die Unterdrückungs- und Ausgrenzungsphänomene sowie Benachteiligungen von Frauen beinhalten“ (Bublitz 1992: 67). Entsprechend zielt die Analyse von Geschlechterverhältnissen „auf die Art und Weise, in der das Verhältnis der Geschlechter als soziale[n] Gruppen in die Reproduktion der Gesamtgesellschaft eingelassen ist“ (Gottschall 2000: 25).

Von der anderen Seite kommend, also nicht von der Existenz von Ungleichheitsstrukturen, sondern vom Prozess des Entstehens von Ungleichheiten, beschreiben Candace West und Sarah Fenstermaker (1995), wie AkteurInnen ungleichheitsrelevante Kategorien in Interaktionen erst hervorbringen. Damit sind wir auf der *Mikroebene sozial*

konstruierter Identitäten: Im Fokus stehen erstens Prozesse des Klassifizierens (und nicht ihre Ergebnisse) und zweitens Interaktionen auf der Mikroebene (und keine gesellschaftlichen Strukturen auf der Makroebene). Dabei ist Geschlecht neben u.a. Rasse, Nation, Religion, Beruf eine Kategorie, über die sich Menschen definieren, an der sie ihre Identität, verstanden als Verhältnis zu sich selbst, festmachen. Im Vergleich zu Religion oder auch Beruf zeichnet sich Geschlecht als Identitätskategorie dadurch aus, dass es wie Rasse als naturgegeben erscheint. Identität ist aber nichts Gegebenes, sondern etwas sozial Gemachtes. Darauf verweisen vor allem seit den späteren 1980ern Arbeiten aus der Geschlechterforschung, die sich mit dem alltäglichen Prozess des Herstellens von Geschlecht auf der Mikroebene auseinandersetzen. Im Gegensatz zur strukturorientierten Gesellschaftskritik geht es dabei weniger um die Analyse von Herrschaftsverhältnissen, sondern sehr viel mehr um die konkreten Prozesse, wie Geschlechter (und damit Identitäten und der gesellschaftliche Tatbestand der Zweigeschlechtlichkeit) gemacht werden – was auch sprachlich geschehen kann. Das kommt im Konzept des *doing gender* (West/Zimmerman 1987) zum Ausdruck: Geschlecht ist das Ergebnis sozialen Handelns, eine interaktive Leistung der beteiligten AkteurInnen, ein routinisiertes Tun, das ProtagonistInnen wie auch RezipientInnen täglich aufs Neue erbringen müssen (vgl. Hirschauer 1994). Geschlecht als *doing gender* ist damit ein zirkulärer Prozess zwischen DarstellerIn und BetrachterIn: Wenn Frauen Stöckelschuhe, Röcke oder Kopftücher tragen, werden sie zu ‚weiblichen‘ Objekten, woraufhin die Personen, die sich in dieser Weise kleiden, zu Frauen gemacht werden (Villa 2000: 76). Im Vordergrund der Betrachtung stehen Prozesse der Differenzierung in genau zwei Geschlechter, nicht aber die konkrete inhaltliche Bestimmung der Geschlechterdifferenz selbst. In dieser Perspektive der Konstruktion von Geschlechtern und Identitäten interessiert weniger das ‚was‘ (das ist bekannt: zwei verschiedene Geschlechter, geschlechtlich ungleiche Strukturen in Politik, Ökonomie, Wissenschaft, Kultur, Alltag und wo auch immer) und noch weniger das ‚warum‘ (etwa der Entstehung von Zweigeschlechtlichkeit und der gesellschaftlichen Bevorzugung von Heterosexualität). Vielmehr geht es um das ‚wie‘: Wie stellen AkteurInnen Geschlecht (und entsprechend auch andere Identitäten wie Rasse, Sexualität, Alter etc.) her?

Auf der *Ebene symbolischer Repräsentationen* stellt sich schließlich die Frage, wie untersuchte Phänomene und Prozesse mit Normen und Ideologien verbunden sind. Gesellschaften sind durch gemeinsame Werte, kulturelle Ordnungen und Überzeugungen sinnhaft integriert. Soziale Repräsentationen als „Träger solcher sinnstiftender Strukturen“ (Schützeichel 2007: 451) stellen Integrationsleistungen bereit. Gemeint sind

damit „Bilder, Ideen, Gedanken, Vorstellungen oder Wissens Elemente, welche Mitglieder in einer Gruppe, Gemeinschaft oder Gesellschaft kollektiv teilen“ (ebd.). Dazu gehört etwa das Alltagswissen zu Geschlecht und Sexualität, die als natürliche Tatsachen erscheinen. In der Geschlechterforschung ist dieser Ansatz untrennbar mit dem Namen Judith Butler verbunden, vor allem mit ihrem 1991 in deutscher Übersetzung erschienenen Buch „Das Unbehagen der Geschlechter“: Geschlecht ist keine „vordiskursive anatomische Gegebenheit“ (Butler 1991: 26), sondern eine diskursiv erzeugte Materialisierung, die es zu entnaturalisieren, genauer: zu dekonstruieren gilt (ebd.: 218). Butler zufolge ist auch der anatomische Geschlechtsunterschied sozial konstruiert, Zweigeschlechtlichkeit ist ein Produkt von Normierungen und Wahrnehmungsformen und stellt eine symbolische Ordnung dar. Nicht *sex* liege *gender* zugrunde, sondern weil heterosexuelles Begehren (*desire*) als natürliche und ursprüngliche Form der Sexualität erscheint, weil das Gefühl von Frausein etwas mit Gebärfähigkeit und kulturell definierten Geschlechtsmerkmalen zu tun hat, weil ‚männliche‘ Identität an den Besitz eines Penis gebunden ist, kurz: weil unsere Denk- und Wahrnehmungskategorien zweigeschlechtlich funktionieren, nehmen wir auch physiologisch genau zwei Geschlechter wahr. Anders gesagt: Butler dreht die Kausalität um: *Gender* als kulturelle Form der Erfahrung von und des Wissens über Geschlecht liegt dem Faktum *sex* als Gemachtes zugrunde. Damit sind auch Zweigeschlechtlichkeit und Heterosexualität keine Naturtatsachen, sondern performative Effekte von Wiederholungen: Wer von der ersten Sekunde des eigenen Lebens zu hören bekommt, sie sei ein Mädchen, glaubt es auch und verhält sich irgendwann entsprechend. Diese Wiederholungen finden in einem eng definierten diskursiven Rahmen statt und produzieren genau damit den Anschein von Natürlichkeit. Dahinter steht eine deutlich formulierte Kritik an der (humanistischen) Unterscheidung von Subjekt und Handlung, wonach das Subjekt die Ursache von Handlung sei. Im Gegenteil – so Butler – wird das Subjekt erst über sprachliche Handlung (Anrufung) konstruiert, es ist ein Effekt von Handlungen. Anders ausgedrückt: Geschlechter sind Ergebnisse symbolischer Repräsentationen. Das wiederum heißt, dass ein bestimmtes Wissen darüber, was Männer und Frauen sind (gleichgültig, ob sich dieses Wissen im konkreten Fall als zutreffend erweist oder nicht), den Rahmen dafür schafft, welche Formen von Identität existieren können und dürfen.

Viele theoretische Ansätze und empirischen Untersuchungen konzipieren nun die drei Ebenen der Strukturen, Identitäten und Repräsentationen als sich wechselseitig ausschließend und bearbeiten nur eine Ebene. Ähnlich verhält es sich auch mit derzeitigen Intersektionalitätsansät-

zen, die sich meistens auf eine, maximal auf zwei Untersuchungsebenen konzentrieren. Entsprechend stellen wir zunächst einige intersektionale Ansätze vor, die jeweils auf eine Ebene begrenzt bleiben, danach behandeln wir Versuche, zumindest zwei Ebenen miteinander zu verbinden.

Gudrun-Axeli Knapp (2005) und Leslie McCall (2001, 2005) plädieren dafür, das Problem der Intersektionalität auf der strukturellen Makroebene zu präzisieren. Knapp (2005: 75) fragt danach, wie „Geschlechterverhältnisse/heteronormative Sexualität, Klassenverhältnisse und Konfigurationen von Ethnizität und race/racism in der Sozialstruktur und in der institutionellen Verfasstheit einer gegebenen Ökonomie und Gesellschaft, im nationalen wie im transnationalen Kontext verbunden“ sind. Die Begründung für diesen strukturtheoretischen Blick gibt Cornelia Klinger: „Es ist sinnlos, auf die sich überlagernden oder durchkreuzenden Aspekte von Klasse, Rasse und Geschlecht in den individuellen Erfahrungswelten hinzuweisen, ohne angeben zu können, wie und wodurch Klasse, Rasse und Geschlecht als gesellschaftliche Kategorien konstituiert sind.“ (Klinger 2003: 25) Knapp und Klinger fordern mit anderen Worten ein konsequent gesellschaftstheoretisch angelegtes Vorgehen. Entsprechend kritisieren sie dann auch die Konzentration intersektionaler Studien auf die Identitätsebene.

Dieser Vorwurf trifft etwa die aus dem *doing gender*-Paradigma hervorgegangenen Ansätze zu *doing difference* (West/Fenstermaker 1995; Fenstermaker/West 2001). Diese lassen die Strukturebene weitgehend außer Acht. Denn sie konzentrieren sich explizit auf Interaktionen auf der Mikroebene, wo es um die Erfahrungen von Subjekten und damit verbundene Identitätskonstruktionen geht. Sarah Fenstermaker und Candace West versuchen, die Verknüpfung von Klasse, Geschlecht und Ethnie konsequent aus einer ethnomethodologischen Perspektive zu beschreiben: „Geschlechts-, Klassen- und ethnische Unterschiede werden in Interaktionsprozessen simultan erzeugt und resultieren in westlichen Gesellschaften in vielfältigen Formen sozialer Ungleichheit, Unterdrückung und Herrschaftsverhältnissen.“ (Fenstermaker/West 2001: 236)

Poststrukturalistische und diskurstheoretische Ansätze dagegen bewegen sich auf einer dritten Ebene, nämlich der symbolischer Repräsentationen. Sie kritisieren die Eingrenzung auf einzelne Differenzkategorien und bezweifeln, ob es überhaupt möglich ist, mit bestimmbar (Identitäts-)Kategorien zu arbeiten. So fordert Judith Butler (1990) dazu auf, aus dem Ende aller Aufzählungen mit dem üblichen ‚etc.‘ zu lernen:

„Theories of feminist identity that elaborate predicates of colour, sexuality, ethnicity, class and able-bodiedness invariably close with an embarrassed ‚etc.‘ at the end of the list. Through this horizontal trajectory of adjectives,

these positions strive to encompass a situated subject, but invariably fail to be complete. This failure, however, is instructive: what political impetus is to be derived from such exasperated ,etc.‘ that so often occurs at the end of such lines?’“ (Ebd.: 143)

Betrachtet man diese Ansätze für sich alleine, berücksichtigen sie zwar zentrale Punkte und Anforderungen einer intersektionalen Analyse, lassen aber eine Verbindung der drei Ebenen vermissen. Das verwundert nicht. Denn mit der Wahl einer bestimmten Untersuchungsebene gehen meist auch disziplinäre Gebundenheiten und entsprechende methodische Kompetenzen einher. Dennoch gibt es einige durchaus erfolgreiche Versuche, zumindest zwei Ebenen miteinander zu verbinden. So sind in der Soziologie sozialtheoretische Ansätze populär geworden, die zwischen *structure* und *agency*, zwischen Struktur- und Identitätsebene zu vermitteln versuchen. Pierre Bourdieus Habitus­theorie (1976) und Anthony Giddens’ Theorie der Strukturierung (1995) sind dafür sicherlich die populärsten Beispiele: Bourdieu verbindet mit seinem Konzept des Habitus⁷ vermeintlich individuelle Denk-, Wahrnehmungs-, Erfahrungs-, Erlebnis- und Handlungsweisen mit gesellschaftlichen Milieus, Lagen und Strukturen, in die Menschen eingebunden sind. Giddens betrachtet in seiner Strukturierungstheorie *structure* und *agency* als rekursiv ineinander verwoben, die sich wechselseitig hervorbringen und erhalten. Damit will er nicht nur den Dualismus von Handlung und Struktur überwinden, sondern auch den von Mikro- und Makrotheorie. Einen intersektionalen Anspruch im Sinn der Analyse von Wechselwirkungen zwischen Ungleichheitskategorien haben diese Ansätze allerdings nicht. Vor allem bei Bourdieu jedoch findet die Kategorie Geschlecht explizit Berücksichtigung, bei Giddens zumindest in Ansätzen.

Auch bei intersektionalen Ansätzen fehlen weitgehend Konzepte, wie die drei genannten Ebenen – Strukturen, symbolische Repräsentationen und Identitätskonstruktionen – miteinander in Beziehung zu setzen sind. Entsprechend geschieht das bislang auch kaum. So vernachlässigen Butler (1990) und Bredström (2006) in ihren Forderungen nach einem intersektionalen Vorgehen die Ebene sozialer Strukturen und auch interaktiver Handlungen, die nicht in Sprache aufgehen. Bei den sozialstrukturellen Ansätzen von Leslie McCall (2005), Sylvia Walby (2007) und Joan Acker (2006) dagegen finden Normen und Ideologien nur unzureichend Berücksichtigung. Und Barbara Risman (2004) plädiert zwar

7 Habitus sieht Bourdieu „als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein“ (Bourdieu 1976: 164f.).

vehement für die Integration dreier Ebenen. Neben Identität und Struktur finden allerdings individuelle Geschlechterunterschiede, die aufgrund ihrer individualistischen Verengung nun gerade keinen weiterführenden Erkenntnisgewinn versprechen, Eingang in die Typologie. Die Ebene der symbolischen Repräsentation dagegen fehlt.

Zumindest unternimmt Lynn Weber (2001) aus einer genuin geschlechtertheoretischen Perspektive den Versuch, über die Kategorien Rasse, Klasse, Geschlecht und Sexualität Systeme der Unterdrückung auf der Mikro- und Makroebene sowie im Hinblick auf die Dimensionen Ideologie, Politik und Ökonomie zu spezifizieren. Darüber hinaus berücksichtigt sie historische und geografische Kontextualisierungen. Hilfreich sind dabei der ausformulierte empirische Bezug sowie die detaillierten Tipps für konkrete Umsetzungen. Dennoch sind die vier Ungleichheitskategorien theoretisch unzureichend kontextualisiert. Beispielsweise benennt Weber mit Klasse – wie so häufig – die Position in der Ökonomie, dabei sind doch gerade auch Geschlecht und Rasse maßgebliche Differenzierungen zur Bestimmung von ökonomischen Ressourcen. Weiter suggeriert Weber mit der von ihr nicht infragegestellten Unterscheidung von *sex* und *gender* neben der Rede von sozialer Konstruiertheit als zentrale Komponente eines konzeptuellen Rahmens (*gender*) doch wieder nicht-explizierte vorsoziale Essenzen durch biologische und anatomische Charakteristika (*sex*) (ebd.: 19, 93-105).

So gilt auch hier ein ähnliches Fazit wie nach der Diskussion zur Auswahl und Anzahl relevanter Ungleichheitskategorien: Je nach Untersuchungsebene sind unterschiedliche Kategorien relevant, und erschwerend müssen wir dabei auch Wechselwirkungen zwischen solchen Ungleichheitskategorien über unterschiedliche Ebenen hinweg berücksichtigen. So stellt Linda McDowell (2008) fast schon verzweifelt die Frage, ob und wie überhaupt über Fallstudien hinauszukommen und zur Ableitung theoretischer Schlüsse zu kommen sei. Sie plädiert für Techniken des Vergleichs von Einzelfällen wie auch von sozialen Gruppen, ebenso zieht sie eine Kombination quantitativer Analysen von Strukturmustern mit qualitativen Explorationen von Prozessen in Erwägung. Aber auch mit der daran geknüpften Forderung nach „theoretical promiscuity“ (ebd.: 504) bleibt sie in Absichtserklärungen stecken: „Methodologically, I think we have to work harder to acquire and use multiple approaches.“ (Ebd.)